

Karl Eibl

Sprache macht Kultur

Es gibt eine Fülle von Eigenschaften und Fähigkeiten, an denen man das Besondere des Menschen gegenüber den anderen Lebewesen festmachen wollte: Aufrechter Gang, Haarlosigkeit, Werkzeuggebrauch, Werkzeugherstellung, Bewusstsein, Werfen, Sprechen, Lachen, Weinen, Lügen usw. Doch bei all diesen Eigenschaften konnte nachgewiesen werden, dass es sie in Ansätzen bereits im Tierreich gibt. Es bleiben noch ein paar Eigenheiten übrig, wie Religion oder Willensfreiheit, aber diese Merkmale können wiederum dem Menschen bestritten und zur bloßen Illusion erklärt werden. Bleibt dann als letzte Differenz die Fähigkeit übrig, solche Illusionen zu haben ...

Doch wenn man sich auf den Gedanken der Evolution einlässt, dann ist die Suche nach dem ‚Klick‘, das den Menschen hervorbrachte, grundsätzlich zum Scheitern verurteilt. Vielleicht haben auch Affen so etwas wie Religion, in Ansätzen, sie können es nur nicht kommunizieren. Anders sieht die Beziehung aus, wenn wir nicht eine Diskontinuität suchen, sondern verschiedene entfernte Punkte auf einem Kontinuum ins Auge fassen. Es gibt eine Fülle von Leistungen, zu denen jeder gesunde Mensch bei entsprechender Anleitung fähig ist, aber kein Schimpanse: Steuern eines PKW in der Rush Hour, Leitung einer McDonald-Filiale, Schiefe Schlachtordnung, die sachgerechte Wartung und Bedienung einer Guillotine oder den Bau von Kathedralen. Michael Tomasello sieht hier ein Spezifikum menschlicher Kultur. Sie habe kumulativen Charakter, funktioniere in der Art einer Ratsche oder eines Wagenhebers, d. h. auf bestimmte Erfindungen können dann weitere Erfindungen aufgebaut werden (Tomasello 2002). Man kann es sich so vorstellen, dass Menschenaffen zwar schon einigen Ingenieursgeist besitzen, mit dem sie unterschiedliche Instrumente zum Angeln von Termiten entwickeln, und dass die Beherrschung dieser Techniken nicht angeboren, sondern erlernt ist, dass aber Menschen durch Aufsatteln weiterer Erfindungen, etwa der des Rades und des Geldes und der Tiefkühlung usw., schließlich große Fast-Food-Ketten entwickeln. Das ist in der Tat ein Unterschied. Wenn man ihn aber im Sinne einer Diskontinuitätshypothese ausbaut, gerät man auch hier in Schwierigkeiten. Denn auch für den Wagenhebereffekt hat man Beispiele im Tierreich angeführt. So hat in den letzten Jahren eine neukaledonische Krähenart (*Corvus moneduloides*) von sich Reden gemacht, die Werkzeuge mit Werkzeugen bearbeitete, indem sie ein für ihre Zwecke zu kurzes Stöckchen dazu benutzte, sich ein längeres herbei zu angeln (Taylor et al. 2007). Unklar scheint aber zu sein, ob es sich hier um ein erlerntes und damit als kulturell zu bezeichnendes Verhalten handelt oder um spontane Geschicklichkeit auf Grund angeborener Fähigkeiten. Bis zur Werkzeugmaschinenfabrik haben es die Krähen jedenfalls noch nicht gebracht. Dazu mangelt es ihnen anscheinend an jener Vorratshaltung für Problemlösungen, die wir als menschliche Kultur bezeichnen und die in ihren komplizierteren Leistungen an Sprache gebunden ist.

Ich kann hier nicht die Versuche einer absoluten Chronologie der Sprachentstehung referieren und beurteilen (einen Überblick der Hypothesen findet man bei Christiansen 2003; zur schnellen Information siehe Jürgens 2003). Sprache hat keine direkten Fossi-

lien hinterlassen, so dass hier alle Vermutung auf Erschließungen beruht. Und dann hängt natürlich sehr viel davon ab, was man überhaupt für die entscheidende Leistung von Sprache hält, die über das bei Tieren beobachtbare Kommunikationsverhalten hinaus führt. Ich will nur kurz drei Zeitschwellen anleuchten, die immer wieder einmal im Zusammenhang der Sprechentstehung besonders hervorgehoben werden.

Datierungen auf die Zeit vor 50 000 Jahren halte ich für sehr fragwürdig. Sie stützen sich ganz wesentlich darauf, dass die ältesten ‚künstlerischen‘ Zeugnisse unserer Vorfahren etwa 30 000 Jahre alt sind, und dass deren Schaffung Sprache voraussetzt. Es handelt sich dabei vor allem um Höhlenmalereien sowie Figurenfunde in Höhlen. Die vielumrätselte Plötzlichkeit dieser Erscheinungen, die gar zur Rede von einem ‚big bang‘ des Geistes vor 50 000 Jahren geführt hat, lässt sich am besten damit erklären, dass es sie überhaupt nicht gab: Der ganze lange Vorlauf (Malereien auf Baumrinden, an Felswänden, die dem Wetter ausgesetzt waren, Schnitzereien und Werkzeuge aus Holz, Körperbemalungen und was sonst sich noch denken lässt) ist schlicht verloren. – Als unabdingbare Voraussetzung der heutigen Menschengesprache gilt eine bestimmte Mutation des Gens FOXP2. Man weiß allerdings noch nicht so ganz genau, welche Voraussetzungen des Sprachvermögens überhaupt von ihm betroffen sind, sondern nur: Ohne diese Mutation will es nicht so richtig klappen mit der Sprache. Früher nahm man an, dass die Mutation vor 200 000 Jahren entstand, aber da man sie auch beim Neandertaler (der sich vor 300 000 bis 400 000 Jahren von ‚uns‘ getrennt hat) gefunden hat, kann man eine deutlich frühere Entstehung (und nebenbei auch eine gewisse Sprechfähigkeit des Neandertalers) vermuten. (Krause et al. 2007.) Also 400 000? Wenn dieses Gen aber nur für bestimmte Leistungen der vokalen Sprache zuständig ist und wir vor der vokalen bereits eine gut ausgebildete Gebärdensprache hatten, dann rückt der mögliche Anfang noch ein ganzes Stück weiter in die Vergangenheit. – Immerhin glaubt man bei 2 Mio. alten Schädeln (beim *homo habilis*) Abdrücke jenes Broca’schen Hirnareals gefunden zu haben, dem man wesentliche Leistungen des Sprachvermögens zuschreibt. – Diese weite Spanne möglicher absoluter Datierungen zwingt uns nicht zu einer Entscheidung, sondern ist eher ein Hinweis darauf, wie lange ein so komplexes Ding wie die Sprache braucht, um seine (vorerst) endgültige Gestalt zu erreichen.

Kultur

‚Kultur‘ ist einer jener lebensweltlichen Hochbegriffe, die je nach Kontext sehr Verschiedenes bedeuten können. Sowohl Biologen als auch Kulturalisten pflegen bei der Frage nach dem Zusammenhang von Natur und Kultur triumphierend mitzuteilen, der Mensch sei von Natur aus ein Kulturwesen – aber sie ziehen daraus ganz unterschiedliche Konsequenzen. Etwas genauer, aber gleichfalls noch recht leerformelhaft, ist die Rede von der biokulturellen Koevolution oder der Gen-Kultur-Evolution. Auch hier wird man über das ‚Ko-‘ hinaus etwas präziser werden müssen, wenn man den spezifisch menschlichen Kulturtyp erfassen will. Die Pointe der Koevolutions-Hypothese besteht dann darin, dass menschliche Kultur als Selektionsfaktor bei der somatischen Evolution wirkte und dadurch die Kulturfähigkeit (und Kulturbedürftigkeit) in der Art einer positiven Rückkoppelung verstärkte. Beispiele dafür lassen sich schon für die Frühzeit der Menschwerdung namhaft machen (ich folge hier Schrenk ³2001 und Reichhoff

⁶2004): Vor etwa 2,5 Millionen Jahren, am Ende des Tertiärs, kam es zu einer starken Klimaverschlechterung. Ein Teil der Australopithecinen reagierte darauf mit der Entwicklung eines besonders ‚robusten‘ Gebisses, das war der *Paranthropus robustus*, ein anderer Teil benutzte Steinwerkzeuge, um die Pflanzen verdaulicher zu machen. Das war der *Homo habilis*, also der ‚fähige‘ oder ‚geschickte‘ Mensch. Die Einstellung der Selektion auf manuelle Geschicklichkeit ermöglichte Jagd-Waffen, diese wiederum waren Voraussetzung für eine Nahrungsumstellung auf einen stärkeren Proteinanteil, der wiederum als Voraussetzung für die starke Gehirnvergrößerung gilt. Einen großen Schub erhielt diese Entwicklung vermutlich durch die Benutzung des Feuers, das ebenfalls zu einem Zuwachs an verwertbarem Protein führte. Fraglich ist allerdings, wie lange diese Koevolution andauerte. Ausgehend von der out-of-Africa-Hypothese, die sich seit den 80er Jahren durchgesetzt hat, kann man sagen: Irgendwann zwischen der Auswanderung aus Afrika vor 100 000 bis 40 000 Jahren und der drastischen Beschleunigung der kulturellen Veränderungen in den letzten 400 Jahren wurden biologische und kulturelle Entwicklung voneinander abgekoppelt, und zwar so, dass die biologische Ausstattung weiterhin die kulturelle Entwicklung mitbestimmte, von der Kultur aber keine relevante Rückwirkung mehr aufs Genom ausging. Die gemeinsame Gen-Kultur-Koevolution der Eigenschaften *aller* Menschen dürfte recht früh, nämlich vor der großen Wanderung abgeschlossen gewesen sein, es sei denn, man nimmt danach noch weiteren intensiven Reiseverkehr von globalem Ausmaß an. (Dazu Cavalli-Sforza 1999.) Das heißt: Der letzte Faktor, der auf die biologische Ausstattung der meisten Menschen wirkte, war das Sesshaftwerden im Laufe der letzten 10 000 Jahre. Es dürfte mit einem Selektionsdruck zu erhöhter Toleranz für Nähe, besonderem Kommunikationsgeschick und gewissen Planungs- und Verteilungsfähigkeiten verbunden gewesen sein. Aber schon dieser Faktor betraf streng genommen nicht mehr das gemeinsame Erbgut, sondern führte zu Konvergenzen der Entwicklungen verschiedener Populationen, die je nach ökologischen Rahmenbedingungen auch zu Spezialergebnissen geführt haben können. Der Standard-Beleg für späte Gen-Kultur-Evolution, die Laktose-Toleranz von Hirtenvölkern, ist nur als Beispiel für solche regionalen Entwicklungen brauchbar, die ohnedies niemand bestreitet. (Letzter Stand zur Gen-Kultur-Evolution Laland et al. 2010.)

Die Gen-Kultur-Koevolutions-Hypothese kann die frühe technische Kultur erklären. Aber man kommt damit kaum über die neolithische Schwelle und schon gar nicht in die letzten 400 Jahre, also in die Zeit, die sich gerade durch ein ganz besonderes Maß an technologischer Entwicklung auszeichnet. Und überhaupt noch nicht erfasst ist die semantische Komponente von Kultur. Gemeint ist der weite Bereich von Kommunikation, Herrschaft, Unterricht, Kunst, Religion, Überlieferung usw., der den „höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn“ einer Kultur bzw. ihren „Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln“ umfasst (Luhmann 1980, S. 19). Diese semantische Komponente wölbt sich nicht nur als Deutungsrahmen über die technische Komponente und deren biologische Voraussetzungen, sondern es gibt gute Gründe für die Vermutung, dass sie überhaupt erst die Auskoppelung der Kultur aus dem koevolutiven Zusammenhang ermöglicht hat.

Wie also hat man sich das Verhältnis von natürlicher und kultureller Ausstattung des Menschen vorzustellen? Ein Kulturbegriff, der für die Behandlung dieses Verhältnisses besonders fruchtbar gemacht werden kann, lässt sich meines Erachtens aus Überlegungen gewinnen, die schon vor mehr als 100 Jahren William James in seinen *Principles of Psychology* angestellt hat. James war einer der ersten Psychologen, die die Evolution als einen wichtigen Faktor für die Entstehung der menschlichen Psyche betrachtet haben. Während der Mainstream psychologischer und soziologischer Auffassungen bis in die Gegenwart annimmt, beim Menschen seien die Instinkte irgendwie zurückgefahren, reduziert, abgeschaltet usw., modellierte James anders: Die Menschen hätten nicht weniger, sondern mehr Instinkte als die Tiere. Doch nicht in dieser quantitativen Formulierung liegt die Pointe seiner Konzeption, sondern im Verhältnis dieser Instinkte zueinander. Sie bilden nicht etwa ein harmonisches Ensemble, sondern sie *widersprechen* einander. Ursache dafür ist die Komplexität der Lebensumstände höherer Tiere, die nicht mehr allein durch ‚fest verdrahtete‘ Instinkte bewältigt werden können. „Since any entirely unknown object may be fraught with weal or woe, Nature implants contrary impulses to act on many classes of things, and leaves it to slight alterations in the conditions of the individual case to decide which impulse shall carry the day.” Die evolutionäre Technik, die hier zur Herstellung von Elastizität und Plastizität verwendet wurde, baut zwar auf den Instinkten auf, bringt diese aber in ein antagonistisches Verhältnis und schafft auf diese Weise Raum für eine herausragende Rolle der Erfahrung. „They contradict each other - 'experience' in each particular opportunity of application usually deciding the issue. *The animal that exhibits them loses the 'instinctive' demeanor and appears to lead a life of hesitation and choice, an intellectual life; not, however, because he has no instincts – rather because he has so many that they block each other's path.*” (James 1890, S. 393, Sperrung von James. In der deutschen Version von 1909, S. 398: „*Sie widersprechen einander, so dass die Erfahrung in jedem Anwendungsfall über den Ausgang entscheidet. Das betr. Tier macht dann nicht mehr den Eindruck eines ‚instinktiv‘ sich verhaltenden und scheint ein Leben voll der Überlegung und Wahl, ein intellektuelles Leben zu führen; jedoch nicht deshalb, weil es keine Instinkte hat – sondern vielmehr weil es so viele besitzt, dass die sich gegenseitig den Weg versperren.*“)

Unschwer lässt sich daraus ein Kulturbegriff gewinnen, der nicht nur biologischen Interessen Genüge tut, sondern auch die Kulturwissenschaften in ihrer Eigenart respektiert und zugleich an die biologischen Voraussetzungen anbindet. Man muss nur das, was James als individuelle Erfahrung formuliert hat, zur Gruppenerfahrung ausweiten: Semantische Kultur soll dann *die kollektiv aufbewahrte, bearbeitete und parat gehaltene Erfahrung* heißen. Das ist so weit nichts Neues. In anderen Modellkontexten ist es das ‚kulturelle Wissen‘ (Titzmann 1989) oder das ‚kulturelle Gedächtnis‘ (Assmann 1997), das den Kernbestand von Kultur bildet. Oder das, was Tomasello mit wieder etwas anderen Anschlüssen als gemeinsamen Hintergrund (*common ground*) bezeichnet (Tomasello 2009). Selbst die triebsteuernde Funktion ist kein neuer Befund, wurde schon von Freud und seinen Jüngern beachtet. Aber es geht nun nicht um eine mythisch-metamorphotische, universelle Libido, die von der Kultur unterdrückt wird, sondern um einen Adaptationenset, der wegen seiner Widersprüchlichkeit der Steuerung durch Erfahrung bedarf.

Die Möglichkeit, kollektive Erfahrungskonserven anzulegen (also Kulturen zu bilden), verdankt die Menschheit der Sprache, genauer: der Kombination von zwei Eigenschaften dieser Sprache, nämlich der Referentialität (Bezug auf die Umwelt) und der Arbitrarität/Konventionalität (Benennung mittels Vereinbarung). Auch hier wird man vorweg einen Widerspruch vermuten können: Referenz sollte eigentlich Willkür ausschließen. Kinder und naive erwachsene Gemüter bestehen denn auch immer wieder einmal drauf, dass ihre Benennung der Dinge die ‚richtige‘ ist. Aber es wird zu zeigen sein, dass gerade die spannungsvolle Kombination dieser beiden Eigenschaften als Entstehungsgrund der menschlichen Kultur(en!) aufgefasst werden kann.

Angeborene Dispositionen, kulturelle Realisationen

Eine Grundfrage der biologischen Auffassung von Sprache ist schon von Darwin zumindest im Grundsatz geklärt worden, nämlich die Frage nach dem Verhältnis von Angeborenem und Erworbenem:

[...] einer der Begründer der edlen Wissenschaft der Philologie sagt, Sprache sei eine Kunst [erlernte Kunstfertigkeit] wie Brauen oder Backen. Aber das Schreiben würde besser als Vergleich gepasst haben. Die Sprache ist sicher kein echter Instinkt, denn jede Sprache muss erlernt werden. Sie unterscheidet sich jedoch stark von allen gewöhnlichen Künsten, denn der Mensch hat eine instinktive Neigung zum Sprechen, wie wir auch aus dem Lallen der Kinder entnehmen können, während kein Kind eine instinktive Neigung zum Brauen, Backen oder Schreiben hat (Darwin 1921, S. 144).

Das Nachdenken über Sprache unter evolutionärem Gesichtspunkt ist in den letzten Jahrzehnten nach der Öde des Behaviorismus erst allmählich wieder in Gang gekommen. Noch der Strukturalismus, der die Linguistik lange Zeit dominiert hatte, war letztlich geschichts- und damit auch evolutionsblind. Der Gedanke des Systems ließ sich nur durch eine synchronistische Betrachtungsweise konsequent realisieren. Man versuchte den Mangel dieser Vorgehensweise durch den Gedanken an eine Abfolge synchroner Schnitte zu beheben, aber was für die Veränderungen vom einen Schnitt zum anderen verantwortlich war, ließ sich damit nicht erfassen. Noch Foucaults Geschichtsbild hat diese Sichtweise beerbt, indem es Wandel nur als kataklysmischen Epochenbruch konzipieren konnte. Die biologische Evolution ist für ein solches Denken nur als kulturelle Konstruktion begreifbar, ohne relevanten Wahrheitsgehalt. Es folgte die Generative Transformationsgrammatik Noam Chomskys mit einer anderen Variante der Evolutionsblindheit. Chomsky galt lange Zeit als *der* Vertreter des Nativismus, d. h. der Lehre, dass grundlegende Strukturen der Sprache(n) angeborenen Charakter haben, ja, dass Linguistik eigentlich eine Sparte der Biologie sei. Aber er wollte mit der Evolutionstheorie nichts zu tun haben. So entstand ein Kuriosum: Ein Biologismus ohne Evolutionstheorie. (Auseinandersetzung mit Chomsky unter diesem Aspekt: Pinker/Bloom 1992) Chomsky hat denn auch seine Konzeption mit mehr Recht als ‚cartesianisch‘ bezeichnet als er selbst wohl dachte. Denn wenn man mit ‚eingeborenen Ideen‘ (*ideae innatae*) operiert, deren Herkunft aber im Dunkeln lässt, dann muss man wohl auch mit Descartes einen göttlichen Ursprung dieser Ideen annehmen ... Aus dieser Konstellation ist wohl auch Chomskys Begriff einer ‚Universalgrammatik‘ zu verstehen, die allen Sprachen zu Grunde liegt. Letzten Endes hätte eine solche Universalgrammatik die gesamte kognitive Ausrüstung der Spezies zu umfassen, und vielleicht besteht Chomskys größtes Verdienst darin, dass er damit einen starken Anstoß zur kognitivistischen Forschung ge-

geben hat. Wenn man das nativistische Konzept aber in Kontakt zur Vielfalt der Einzelsprachen bringen will, dann wird man eher nach universellen Programmen zu suchen haben, die *Entstehung und Erwerb* dieser Einzelsprachen regeln (und die natürlich ihrerseits wieder in Interdependenz zur übrigen kognitiven Ausstattung stehen). Derek Bickerton hat aus seinen Studien zu Kreolsprachen das Konzept eines „Bioprogramms“ des *Spracherwerbs* gewonnen, und er hat auch in mehreren Ansätzen versucht, dabei die Evolutionstheorie angemessen zur Geltung zu bringen. Inzwischen scheint das Pendel wieder zur anderen Seite auszuschlagen. Es zeichnet sich in der Frage der Sprachentstehung eine Art gemäßigten Neokulturalismus‘ ab. Michael Tomasello will nun, Bickerton (und manchen anderen) souverän ignorierend, Sprache(n) im engeren Sinne der akustischen Sprachsysteme wieder zu rein kulturellen Produkten machen, die allerdings in so hohem Maße mit biologischen Bausteinen operieren und biologisch entwickelte Bedürfnisse erfüllen, dass man nicht wirklich von einer Wende sprechen kann. Jede Spracherwerbstheorie muss heute speziestypische menschliche Fähigkeiten angeborener Art und kulturelle Variablen annehmen, und die verschiedenen Konzeptionen unterscheiden sich nur darin, wie weit und auf welche Weise sie die angeborenen Dispositionen in die Einzelsprachen hineinreichen lassen.

Sachbezug oder Personenbezug der Sprache

Eine andere (Schein-) Differenz besteht bei der Frage, was überhaupt die adaptative Leistung der Sprache ist. Auch hier herrscht insofern ein gewisser salomonischer Konsens, als allgemein ein Multifunktionalismus der entwickelten Sprache anerkannt wird. Differenzen aber ergeben sich, wenn es um die dominierende Leistung geht, die für die Entstehung und Festigung der Menschensprache verantwortlich war.

Grob kann man dabei Personenbezug und Sachbezug unterscheiden. Die These vom Primat des Sachbezugs kann bei Bickerton anknüpfen. Bickerton hat seine Auffassung dankenswerter Weise in einem Spiegel-Interview, d.h. mit der entsprechenden Vereinfachung und Pointierung, vertreten. Die Anfänge der Menschensprache hätten sich den Herausforderungen des Wechsels vom Urwald in die Savanne zu verdanken. Wenn z.B. ein Trupp von 8 oder 10 Leuten einen Mammutkadaver fand und davon der Gruppe – Bickerton rechnet mit 30 oder 40 Individuen – Mitteilung machen wollte, dann musste irgendeine Form der symbolischen Kommunikation benutzt werden. Bickerton denkt sich das so:

BICKERTON: [...] Stellen Sie sich vor, ein Urmensch findet einen Mammutkadaver und kehrt zu den Seinen zurück. Dann könnte er „Öööchchch“ gesagt haben und so gemacht haben ... (*deutet Stoßzähne an*).

SPIEGEL: Aha, das erste Wort der Menschheit lautete also „Öööchchch“ und bedeutete „Mammut“?

BICKERTON: Warum nicht? Jedenfalls hieß es sicher nicht „hallo“ oder „tschüs“, wie man es annehmen müsste, wenn die Fortentwicklung der sozialen Intelligenz die Triebfeder der Sprachentwicklung gewesen wäre.

(Der Spiegel Jg. 2002, Nr. 43, S. 225.)

Das wird man mit dieser Ausschließlichkeit nicht stehen lassen können. Jane Goodall hat beschrieben, dass ihre Schimpansen „einander begrüßen, wenn sie sich nach einer Trennung wiederbegegnen“, und dass sie dafür eine breite „Skala von Begrüßungsgesten“ einsetzen (Goodall 1971, S. 103). Sollten die Urmenschen wirklich unhöflicher

gewesen sein als die Schimpansen oder unsere Hunde? Man kann getrost verallgemeinern: Bei allen Rudel/Hordentieren ist die Begrüßung eine wichtige vertrauensbildende Maßnahme. Nein, die ersten Worte in der von Bickerton imaginierten Ursituation lauteten wahrscheinlich: „Hallo, Ööööchch.“ „Hallo“ wäre dabei das Tiererbe, „Ööööchch“ allerdings wäre der menschliche Zugewinn, auf den es uns hier ankommt.

Die andere Auffassung ist die vom Primat des Personenbezugs. Eine gewisse Popularität hat hier in den letzten Jahren die Vermutung Robin Dunbars gewonnen, die Menschensprache sei eine Art evolutionärer Fortsetzung des Groomings der Affen. „Sprache ist entstanden, damit wir tratschen können.“ (Dunbar 1998, S. 105) Die Größe des menschlichen Gehirns sei für Personengruppen von etwa 150 Individuen bemessen und die Kommunikation zwischen 150 Individuen sei mit Grooming nicht zu leisten. Dunbar verwendet bei seinen Berechnungen allzu viele Bereinigungsmaßnahmen (zur Detailkritik vgl. Eibl 2004, S. 191-194.). Doch davon abgesehen hat die These zwei Vorzüge und zwei Schwächen. Die beiden Vorzüge: Sie ist eine Kontinuitätsthese und sie stellt in den Mittelpunkt eine Leistung. Die Schwächen: Weshalb haben die Menschen sich überhaupt zu größeren Gruppen zusammengeschlossen? Dunbar spricht einerseits dramatisch vom „unbarmherzigen ökologischen Zwang zur Vergrößerung der Gruppen“ (S. 103), aber wenn er auf die Frage nach den Ursachen für diesen Zwang zu sprechen kommt, meint er: „Die Antwort lautet kurz und bündig: Wir wissen es nicht.“ (S. 152) Tatsächlich waren da ja nicht 150 Leute, die dringend ein neues Kommunikationsmittel brauchten und deshalb die Sprache erfanden, sondern die allmähliche Vergrößerung der Gruppen (und des Gehirns) und die Entstehung der Menschensprache gingen Hand in Hand und bedingten einander gegenseitig. Ganz gewiss hat hier auch der Sachbezug als Selektionsvorteil gewirkt. Die zweite Schwäche hängt damit zusammen: Grooming und Klatsch und Tratsch sind nicht nur quantitativ sehr verschieden. Die einzige Information, die durch Grooming übermittelt wird, heißt: „Ich mag Dich“. Klatsch und Tratsch hingegen geben auch *Informationen über Dritte* – wer mit wem weshalb vielleicht was getan hat. Und schließlich gehören zu den vermutlich frühen, überlebensförderlichen Mehrleistungen der Sprache auch Mitteilungen vom Typ: „Achtung, hier schleicht ein Leopard herum!“, was man mittels Grooming kaum kommunizieren kann, wohl aber durch Laute oder durch Gebärden, wie sie schon zur kommunikativen Ausstattung unserer Mitprimaten gehören (Cheney/Seyfarth 1994).

Berührungen, Mimik und Gestik, Laute

Kommunikation ist nicht auf die Lautsprache allein angewiesen. Es gibt auch Medien der anderen Sinne, sogar olfaktorische Kommunikation, die uns freilich wegen der Verkümmernung des menschlichen Geruchssinnes weitgehend verschlossen bleibt. Das taktile Medium, also das Grooming in einem weiten Sinne, wird auch von den Menschen noch vornehmlich für intime Kontakte verwendet. Daneben gibt/gab es das visuelle Medium, das in den letzten Jahren auch unter evolutionärem Gesichtspunkt besonders beachtet wird. Mit guten Gründen vermutet man bei der Verständigung durch Mimik und Gebärden eine Ursprungsstelle der Sprache überhaupt. (Vgl. Niemitz 1987, sowie Corballis 2002. Nun auch Tomasello 2009. Einen Überblick zum Thema gibt Jäger

2009. Vgl. ferner Fehrmann/Jäger 2004. Auf die neuerdings in diesem Zusammenhang herangezogene Bedeutung der Spiegelneurone gehe ich hier nicht ein. Die Unterscheidung von empirischem Befund, begründeter Vermutung und Unfug bedürfte einer eigenen Abhandlung. Vgl. nun aus erster Hand Rizzolatti und Sinigaglia 2008.) Das Freiwerden der Hände durch den aufrechten Gang hat uns hier große Vorteile gegenüber den vierfüßigen Vettern verschafft und sehr differenzierte Äußerungen ermöglicht. Tomasello sieht insbesondere bei den Zeigegesten einen wichtigen Unterschied zwischen Mensch und Tier. Hunde können immerhin menschliche Zeigegesten lernen und befolgen, Schimpansen können sie auch selbst ausführen, aber sie benutzen sie nur gegenüber Menschen und nur ‚imperativisch‘, d.h. wenn sie etwas verlangen (andere Gesten gehören durchaus zum innerartlichen Repertoire). Beim Menschen hingegen gehören Zeigegesten anscheinend zum angeborenen Kommunikations-Inventar, und ihre Funktion ist nicht (nur), dass etwas verlangt wird, sondern sie werden auch eingesetzt, um die Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken. Ihre Funktion ist es also, durch Lenkung der Aufmerksamkeit gemeinsames Wissen zu erzeugen (den oben erwähnten *common ground*), das wiederum gemeinsames intentionales Handeln ermöglicht.

Auf dieser Basis können, wie die Gebärdensprachen für Gehörlose zeigen, sehr leistungsfähige Sprachen aufgebaut werden. Die Entwicklung setzt an bei unwillkürlichen, angeborenen Display-Funktionen, die wir auch an Tieren beobachten können, sie kann ergänzt werden um den Gebrauch abbildender (ikonischer) Elemente, die vermutlich schon ein Privileg des Menschen sind, und sie kann dann auch mit konventionell-arbiträren Bezeichnungen operieren. Unsere modernen Gehörlosensprachen setzen allerdings bereits den arbiträren Charakter der Vokalsprache als Vorbild voraus. Ob man auch den Frühmenschen ein hochentwickeltes Gebärdensystem mit nennenswerten arbiträren Elementen zuschreiben kann, kann bezweifelt werden. Dass sich schließlich (wann?) die akustische Sprache durchgesetzt hat und die anderen Kanäle zweitrangig werden ließ, bedarf jedenfalls einer evolutionären Erklärung.

Man muss wohl unterscheiden zwischen den Anfangsvorteilen und der späteren Nutzung ursprünglicher Nebeneffekte, wenn nicht gar Mängel. Zunächst kann man von einem Miteinander zweier Äußerungsmedien ausgehen. Auch heute ist gesprochene Sprache fast immer von ergänzenden oder unterstreichenden Gesten begleitet, und ähnlich dürfte die frühe Gebärdensprache auch schon durch Laute ergänzt worden sein. Ein erster Vorteil der akustisch übermittelten Signale besteht darin, dass sie ohne Blickkontakt auskommen. Das vervielfacht die Chancen gelingender Kommunikation, nämlich durch Verständigung nach rechts, links, hinten, über Hindernisse hinweg und vor allem auch bei Dunkelheit. Ferner ist es möglich, die Lautstärke zu regulieren, Vertrauliches leise zu kommunizieren, anderes mit erhobener Stimme oder gar schreiend einer Hundertschaft zu übermitteln. Das dürften die Anfangsvorteile gewesen sein, die zumindest ein gleichberechtigtes Nebeneinander beider Kanäle fördern konnten. (Erst der übernächste Schritt, die Alphabet-Schrift, lässt dann einen Kanal ohne jedes gestische Moment entstehen. Dem kommt man dann aber oft durch Illustrationen zu Hilfe.)

Diese Vorteile hätten aber kaum ausgereicht, um die heutige Dominanz des akustischen Kanals zu begründen. Denn es gab auf diesem Weg eine wichtige Hürde. Die aus dem

Tierreich überkommenen körperlichen Mittel der Vokalisierung waren recht beschränkt und mussten erst entwickelt werden. Wir operieren beim Sprechen mit einem Mundraum, der sich stark von dem der anderen Primaten unterscheidet. Insbesondere die Vokale können wir weit variantenreicher artikulieren als unsere Vettern. Dafür sind eine verstärkte Wölbung der Schädelbasis und eine tiefe Lage des Kehlkopfes verantwortlich, die zusammen den vergrößerten Mundraum ergeben. Allerdings fordert das seinen Preis. Während nämlich beim Schimpansen Kehlkopfdeckel und Gaumensegel einen dichten Verschluss bilden, sodass er ohne Schwierigkeiten gleichzeitig schlucken und atmen kann (menschliche Säuglinge können es auch), müssen wir immer entscheiden, ob wir gerade atmen oder etwas zu uns nehmen wollen. Wenn uns da ein Fehler unterläuft, verschlucken wir uns, bekommen einen Hustenanfall, und wenn es ganz schlimm ausgeht, ersticken wir. Gleichzeitig mit der Vergrößerung des Mundraums musste also auch eine entsprechende Beherrschung der Feinmotorik ausgebildet werden, auf evolutionärem Wege. Das heißt im Klartext: Es mussten eine ganze Menge Menschen ersticken, bis wir so einen patenten Kehlkopf hatten. Das aber bedeutet, dass die Entwicklung der Sprechwerkzeuge mit sehr starken Vorteilen der gesprochenen Sprache verbunden gewesen sein muss, damit sich diese Kosten lohnten.

Entscheidend für diese Entwicklung war wohl der schon angekündigte Nebeneffekt, der einen Nachteil zu einem Vorteil ummünzte und ihn produktiv nutzte, nämlich die ‚Künstlichkeit‘ (Willkürlichkeit, Arbitrarität, Konventionalität) der akustischen Sprachzeichen. Der visuelle Kanal knüpfte zumindest bei ‚natürlichen‘ Verhältnissen an. Noch heute nutzen wir das für unsere elementaren Verständigungsbemühungen in exotischen Urlaubslandändern. Das ist beim akustischen Kanal nur in geringem Umfang möglich. Gewiss könnten wir Vogelgezwitscher nachahmen oder das Gebrüll eines Mammuts. Aber damit stoßen wir bald an Grenzen. Bei Bickertons Beispiel musste die akustische Bezeichnung – Gebrüll – durch eine gestische präzisiert werden, denn brüllen tut in der Savanne vieles. Doch erst als der heimkehrende Urmensch sagte: „Mammut“, war das Tier kurz und präzise bezeichnet.

Für eine Übergangszeit muss man wahrscheinlich einen regen Austausch zwischen den Kanälen ansetzen. Reine Ikonizität ist ja ohnedies unmöglich, und auch die in den vorliegenden Ausführungen verwendete Unterscheidung symbolisch-arbiträr/ikonisch ist nicht sehr genau und nur dem Wunsch nach schneller Verständigung geschuldet. (Vgl. Nöth ²2000.) Schon bei ganz einfachen ikonischen Abbildungen kommt es immer darauf an, welchen Teil des abzubildenden Gegenstandes man für relevant hält! Im Falle von Bickertons Mammut sind es die großen Zähne, aber es könnte auch der Rüssel sein. So lange der Urmensch nicht den ganzen Kadaver herschleppt, enthält die Repräsentation immer ein arbiträr-konventionelles Element. Dieses unvermeidliche Element mag auch der Ansatz für eine frühe arbiträre Gestensprache gewesen sein. Aber die entscheidende Befreiung verdankt sich der Festlegung auf die Dominanz des akustischen Kanals, der nur noch vergleichsweise kümmerliche Reste des Ikonischen wahren konnte (Corballis 2004, S. 186). *Der Mangel an ikonischer oder pantomimischer Plausibilität musste kompensiert werden durch erhöhte Konventionalisierung der Zeichen.* Die Folgen dieser Befreiung und Neudetermination waren immens und prägend für alles, was

wir menschliche Kultur nennen. Denn mit der Konventionalität/Arbitrarität wird die Möglichkeit des *symbolischen* Wirklichkeitsbezugs gewonnen.

Die Differenz kann man sich in nuce verdeutlichen, wenn man die Möglichkeiten einer Kommunikation innerseelischer Vorgänge prüft. Die literarische Welt ist voller Klagen darüber, dass man das Innerste der Seele nicht mitteilen kann. „Spricht die Seele, so spricht, ach schon die Seele nicht mehr,“ meinte Friedrich Schiller. Nicht selten wird dann die Möglichkeit einer Sprache ohne Worte ins Auge gefasst. Das ist keineswegs abwegig. Illusionär ist nur die Vorstellung, dass diese Sprache ohne Worte leistungsfähiger wäre als die mit Worten. Auch beim Menschen gibt es unwillkürliche Display-Funktionen, die auf eine ‚natürliche‘, symptomatische Weise über die Gemütsbewegungen Auskunft geben (Ekman 2007; Eibl-Eibesfeldt ⁵2004, S. 513-576). Sie können auch absichtlich eingesetzt werden und haben dann ikonische Qualität. Freude, Trauer, Angst, Ekel, Misstrauen, Ärger und ähnliches lassen sich damit ausdrücken und wahrnehmen. Doch das Repertoire dieser Sprache ohne Worte bleibt beschränkt auf einen Grundbestand von Emotionen. Das, was Moses Mendelssohn die ‚vermischten Empfindungen‘ nannte, ist viel zu komplex für diese Ausdrucksmittel, ganz abgesehen von der Verknüpfung mit Gegenständen/Ursachen. Nicht ausgedrückt werden kann damit, worunter jemand leidet, worüber er sich freut und *was* es denkt. Die Theory of Mind, d. h. unsere Vorstellung von kognitiven innerseelischen Vorgängen anderer Menschen, kann mit solchen Mitteln nur in bescheidenem Umfang bedient werden. Wir können zwar aus der Blickrichtung, aus der Atemfrequenz, aus unwillkürlichen Bewegungen Absichten zu erschließen versuchen, und der Partner kann zumindest die Blickrichtung expliziter machen durch entsprechende Zeigegesten. Das war’s dann auch. Die lautsprachliche Kommunikation ist hier viel leistungsfähiger. Eine direkte, symptomatische oder ikonische Sprache der Seele steht ihr zwar nicht zur Verfügung. Aber die kulturelle Arbeit vieler Generationen hat ein Netz aus arbiträren Benennungen geknüpft, das immer wieder durch Konventionen festgezurr wurde. In der deutschen Sprache zum Beispiel haben die Mystik und der Pietismus den Wortschatz um viele Bezeichnungen für Innerseelisches bereichert, deren religiöser Ursprung uns gar nicht mehr bewusst ist. Wer in einer solchen Tradition aufwächst, kann seine eigenen Gedanken und Empfindungen nach den Vorgaben ihrer Kommunikabilität regulieren und die Selbstbeschreibungen der anderen nach diesen Vorgaben entschlüsseln.

Leistungen der Arbitrarität/Konventionalität

Wofür ist die arbiträre Lautsprache sonst noch geeigneter als ikonisch gebundene Gestensprachen? Die Unterscheidung verschiedener Raubkatzen, verschiedener Schlangengarten oder verschiedener Kräuter und Wurzeln, auch verschiedener Verwandtschaftsgrade mit ikonischen Mitteln ist vielleicht nicht unmöglich, würde aber sehr schnell in epische Umständlichkeit ausarten. Je komplexer die Umwelt, desto rationeller sind arbiträr-konventionelle Bezeichnungen. Wer da einen höheren Anteil an arbiträrer Benennungskapazität besaß, war in der Reproduktionskonkurrenz überlegen, und zwar sowohl in der Konkurrenz zwischen Individuen als auch in der Konkurrenz zwischen Gruppen.

Ebenso wichtig wurde es, dass man über Nicht-Anwesendes reden konnte. Über das Land hinter den Bergen oder den gestrigen Tag, auch über Gott und das All. Der einfache Verweis auf einen abwesenden Mammutkadaver ist zwar auch mittels Zeigegesten möglich, aber er setzt die Möglichkeit einer physischen Kontaktaufnahme voraus. Wenn ich der Zeigerichtung folge, komme ich zum Öööchch. Diese Möglichkeit schwindet mit zunehmender zeitlicher und räumlicher Entfernung: Eine ikonische oder pantomimische Verabredung für die Jagd am nächsten Morgen ist schon weit schwieriger und wird kaum ohne Hilfe symbolisch-konventioneller Elemente möglich sein. Wenn es um die Ernte im kommenden Herbst geht, wird man mit ikonischen Gebärden nicht mehr durchkommen. Hier setzt eine zentrale Leistung der arbiträr-referentiellen Sprache ein: Die Vergegenständlichung, d.h. die Fähigkeit, auch Nicht-Anwesendem den Status eines Gegenstandes zu verleihen. (Vgl. mit etwas anderer Herleitung Eibl 2004, S. 232ff.)

Nicht anwesend im Sinne physischer Unzugänglichkeit ist jedenfalls die Vergangenheit. Obwohl doch kaum etwas so real ist/war. Alle Erfahrungen sind solche aus der Vergangenheit. Doch ihr Gegenstandscharakter kann nur mittels der sprachlichen Repräsentation wiederhergestellt werden. Die wichtigste Methode solcher Repräsentation ist das Erzählen als Verknüpfung von Sachverhalten zu einem nicht-zufälligen Ganzen. Da sind ikonische Sprachen schon deshalb im Nachteil, weil sie nur eine Konjunktion kennen, das ‚und‘, mit dem wir die Dinge nebeneinander stellen. Die ungemein fruchtbaren Verbindungen mit ‚weil‘, ‚wenn ... dann‘, ‚um ...zu‘, ‚aber‘ ‚so dass‘ usw. sind nur mit konventionalisierten Zeichen möglich. Von solchen Konjunktionen – ausgesprochenen und unausgesprochenen – lebt das Erzählen, das mithin nur im akustischen Medium über die bloße ‚und‘-Folge hinauskommen kann. Hier liegt dann auch die Fundierung menschlicher Kulturen durch vergegenständlichende Sprache: Man kann Kulturen auffassen als ein Aggregat von Erzählungen, die die Welt nach Ursache und Folge erklären.

Gleichfalls nur in nichtikonischen Medien ist das Abstrahieren möglich. In der Wirklichkeit gibt es nicht die Spezies *Mammuthus africanavus*, sondern nur einzelne Mammut. In abstrahierter Form gespeichertes Wissen über ‚das‘ Mammut kann dann für Planungen des Zukünftigen appliziert werden. ‚Zukunft‘ aber ist gleichfalls rein ikonisch nicht darstellbar. Unmöglich dürfte es auch sein, mit ausschließlich ikonischen Mitteln Geltungsbedingungen von Aussagen zu markieren, d.h. Aussagen zu bilden, die zum Gegenstand von Aussagen gemacht werden können (vgl. Cosmides, Tooby 2000, auch Eibl 2009, S. 54-56, zum Komplex der Metainformationen). Nur wenn man arbiträr-konventionelle Mittel benutzt, kann man neue Bedeutungen vereinbaren, - kann man über die Wahrheit von Aussagen diskutieren, - kann man gemeinsame Imaginationsräume als solche kennzeichnen und gemeinsame Pläne schmieden oder Experimente vollführen, - kann man einander Träume erzählen, - kann man durch falsche Markierungen des Geltungsbereichs von Propositionen einander belügen... (Man sollte nicht, wie Sommer 1992, auch die nichtsprachlichen Täuschungen der Tiere zu Lügen ernennen; mit solchen Anthropomorphismen nimmt man die gewünschten Ergebnisse schon in der Beschreibungssprache vorweg.)

Ich greife zurück auf die Eingangsbemerkungen zu James: Nur mittels der Lautsprache und ihrer von ikonischen Zwängen befreiten Symbol- oder Vergegenständlichungsleistung ist es möglich, vergangene Erfahrung als tradiertes Wissen intersubjektiv zu konservieren und damit letztlich zur Kultur auszubauen. ‚Wissen‘ heißt hier natürlich nicht systematisch geprüftes Wissen, sondern das, was von den betreffenden Menschen für Wissen gehalten wird, und es ist auch nicht auf ‚reine‘ Kognitionen beschränkt, sondern enthält auch Handlungspräferenzen (Wertungen) und damit verbunden Emotionen. Dieses sprachlich fixierte Wissen wird als Abbildungssystem über die Welt gelegt und bildet eine Art Zwischenwelt (vgl. Eibl 2009). Sie ist mit der Welt durch Referenz verknüpft, aber da die Repräsentation der Welt in ihrer symbolischer, auf Konvention beruhender Art ist, ist sie zugleich arbiträr. Manche radikalen Sozialkonstruktivisten lassen von dieser Konstellation nur die Arbitrarität übrig, so dass die sprachlich fundierten Weltkonstruktionen insgesamt zu willkürlichen, allenfalls in sich selbst kohärenten Phantasmen werden. In bestimmten Teilbereichen des geistigen Lebens mag diese Diagnose sogar zutreffen. Aber die konsequente Ablösung vom Wirklichkeitsbezug wäre ein selbstmörderisches Unternehmen und hätte keine evolutionäre Chance.

Das Element der Arbitrarität öffnet über die Möglichkeiten der Speicherung hinaus einen weiten Spielraum der Gestaltung und Anpassung. Im tropischen Regenwald müssen Erfahrungen anders bearbeitet und gespeichert werden als in der Savanne, polygyne Gesellschaften müssen andere Folgeprobleme lösen als polyandrische oder monogame, nach der Erfindung des Rades sieht die Welt anders aus als davor usw. Das gilt nicht nur für die externen Herausforderungen, sondern in mindestens gleichem Maße für die intrinsischen, also für das Management konkurrierender Instinkte, die auf die jeweilige Lebensform eingestellt werden müssen. Gerade hier kann die Arbitrarität der Sprache sich bewähren. Sie kann Situationen definieren und standardisieren, so dass der ‚Hiatus‘, das abwägende Innehalten vor einer Entscheidung, entlastet und trotz der Instinktkonkurrenz eine Möglichkeit automatisierten Verhaltens geschaffen wird.

Überdies wird es mittels der arbiträren Sprachzeichen möglich, auf die Herausforderungen der Wirklichkeit mit Stellvertreterkonstruktionen („Metaphern“) zu reagieren, mit deren Hilfe die Auslöser und Endhandlungen adaptativer Verhaltensweisen neu definiert werden. Wird z.B. der relevante Personenkreis über die nächste Verwandtschaft hinaus erweitert, kann man auch Nichtverwandte zu Brüdern und Schwestern, Vätern oder Töchtern ernennen und wenigstens einen Teil der Solidarität und affektiven Bindung auch auf diese übertragen, unterstützt vielleicht durch die Konstruktion einer Abstammung vom selben Totemtier. Diese affektive Bindung wird quasi von der anderen Seite unterstützt durch die Disgregationsangst, die Angst, den Kontakt zur Herde, zum Rudel zu verlieren (Eibl 2004, S. 188-191, in Anschluss an Bilz 1971). Die Angst vor dem Alleinsein – das in alter Zeit ja tatsächlich ein äußerst gefährlicher Zustand war – kann in diverse religiöse oder politische ‚Heimaten‘ oder unter die schützendes Hand eines Alpha-Wesens führen. Unser evolviertes Kausalitätsbedürfnis wird dann durch Ursprungsgeschichten befriedigt.

Eines der wichtigsten Medien von Vergesellschaftung ist der Handel. Am Anfang mag da sprachlose oder gestisch vermittelte wechselseitige Hilfe zwischen Gruppenangehö-

rigen gestanden haben. Du hattest heute Pech bei der Jagd, deshalb gebe ich Dir etwas von meiner Beute ab, und beim nächsten Mal machen wir es vielleicht umgekehrt (dazu Cosmides, Tooby 2006), da muss man nicht viel reden. Von den Eipos berichtet Volker Heeschen: „Die Eipos machen Bitten etwa durch Blicke deutlich; wer sich neben einen, der isst, setzt, hat schon eine Bitte um Gabe überdeutlich ausgedrückt.“ (Heeschen 1988, S. 208.) Das geht noch ohne arbiträre Zeichen. Aber von Handel wird man ernsthaft erst reden können, wenn solche Reziprozität Vertragsform gewinnt, die über das Hier und Jetzt hinausreicht und sich zu zeitversetzter und mittelbarer Reziprozität erweitert, als explizites Verhandeln über die Äquivalenz von Werten und als förmliches Versprechen der Gegenleistung einschließlich der Möglichkeit der Mahnung und öffentlichen Ächtung bei deren Ausbleiben. Im Zentrum dieser Aktivitäten steht das Geld. Die Primatologen haben erforscht, wie viele Grooming-Einheiten z. B. gegen einmal Kindstreicheln eingetauscht werden oder wie der Tauschverkehr ‚Sex gegen Futter‘ funktioniert. (Noë et al. 2001.) Begriffe wie ‚Handel‘ oder ‚Markt‘ in diesem Zusammenhang scheinen mir aber die entscheidende Differenz auszublenden: Die Verwendung konventionell festgesetzter Währung. Als *Zwischentauschmittel* ohne eigenen Gebrauchswert ist Geld der Musterfall eines bloß konventionellen Zeichens, und zwar nicht erst, seit es Papiergeld und Münzen aus fast wertlosem Metall (und bald nur noch Plastikkarten) gibt. Auch die Edelmetalle früherer Zeiten hatten ja kaum praktischen Wert. Aber als *Zwischentauschmittel* waren sie besonders geeignet, weil sie nur in begrenzter Menge verfügbar und sehr haltbar waren. Die Referenz jedoch war/ist so umfassend, dass sie wegen eines Mangels an Unterscheidungsqualität fast in ihr Gegenteil kippte und verschwand: Die einzige Differenz ist die von käuflich/nichtkäuflich.

Sprach-Spiele und zweite Ernsthaftigkeit

Zur Geschichte der Menschensprache gehört vermutlich von Anfang an das Spiel mit der Sprache. Wir werden zwar geboren mit der Anlage zur Sprache, mit einem Spracherwerbs-Programm, vielleicht auch mit so etwas wie einer Universalgrammatik. Aber um daraus eine richtige individuell beherrschte Sprache zu machen, gibt es nur eine Methode: Lernen und Üben. Das gilt nicht nur für die Sprache, sondern für alle wichtigeren Adaptationen der höheren Tiere. Der Vogel übt das Fliegen, der Wolf das Drohen und Beißen, der Löwe das Jagen. Häufig sind diese Übungen mit Lust verbunden (‚intrinsisch motiviert‘). Wir nennen das dann Spielen. Spielen, kann man definieren, ist ein mit Lust verbundenes Üben und Lernen. (Zum Zusammenhang mit Funktions- und Organisationsmodus und der Bedeutung für Literatur vgl. besonders Tooby, Cosmides 2001, ferner Eibl 2009) Dass es auch ein Lernen und Üben ohne Lust gibt, scheint ein menschliches Privileg zu sein. Damit solches Spielen jedoch überhaupt möglich ist, müssen unserer Adaptationen zeitweise aus ernsthaften Problemsituationen herausgelöst werden. Spielen können nur satte Individuen in geschützten Räumen.

Satte Individuen in geschützten Räumen, das sind z. B. Säuglinge, wenigstens zeitweise. Man hört sie dann Brabbeln, d. h. sie erlernen und üben den Gebrauch ihrer Stimmwerkzeuge, ohne dass man schon so etwas wie Semantik, geschweige denn einen Problembezug erkennen könnte. Die nächste, schon kommunikative Stufe sind die ‚vokalen Spiele‘ (Begriff von Papušek, Papušek und Harris nach Oerter 1997, S.123) zwischen

Mutter/Vater und Kind, die schon mit zwei bis vier Monaten beginnen: Lautketten, die wechselseitig wiederholt werden. Es folgen dann ritualisierte, regelhafte Sequenzen (Heie heie bute, Ninne ninne sause, Pitsche Patsche Peter, Knusper knusper knäuschen, Heile heile Segen, Hoppe hoppe Reiter usw. – natürlich auch mit anderen metrischen Mustern; eine Fundgrube ist Enzensberger 1961), die oft schon semantisiert sind, aber sich kaum auf ein ‚Außerhalb‘ beziehen. Niemand käme auf den Gedanken, den Reiter tatsächlich in irgendeinem Graben oder Sumpf zu suchen. Später tritt das dann als Dichtung auf. Das Pferd Parzivals steht und stand in keinem Stall dieser Welt.

Es ist das weite Feld der fiktionalen oder uneigentlichen Rede, das sich hier öffnet und das an dieser Stelle nur in merkpostenhafter Verkürzung notiert werden kann. Es handelt sich dabei aber keineswegs um einen ignorierbaren Randbereich, sondern um eine Sprachverwendung von vielfach alltagsrelevanter pragmatischer Dimension. Ich habe einmal in halb scherzhafter Weise die entsprechende Redeweise als grammatikalischen Modus, nämlich als ‚Emeritiv‘ zu charakterisieren versucht (Eibl 2004, S. 343ff.). Es ist der Modus der entpflichteten Rede, der auf literaler Ebene keine einklagbaren Wirklichkeitsbezüge aufweist. Auf einer zweiten Ebene aber kann er kommunikativ sehr fruchtbar werden und die ganze Fülle von Anspielung und Zitat, Parabel und Gleichnis, Metapher und Allegorie auch für praktische Zwecke nutzbar machen. Die Rede von der ‚Autonomie‘ der Dichtung, wie sie unter ganz bestimmten historischen Bedingungen seit bald 250 Jahren immer wieder begegnet, hat sicherlich ein fundamentum in re. Kinderreime oder dadaistische Gedichte sind in diesem Sinne ‚autonom‘, d. h. rein selbstreferentielle, zweckfreie Gebilde, die uns den Genuss an unserem Sprachvermögen vermitteln. Aber diese Autonomie ist zumeist nur die Basis, von der aus literarische Sprachverwendung in einer Art zweiter Ernsthaftigkeit durchaus wieder lebenspraktische Funktionen übernehmen kann. Das kann schonende Funktion sein, wenn man durch die Blume spricht oder, schon etwas heftiger, mit dem Zaunpfahl winkt. Ebenso gut kann der Modus aber auch durch Drastik Aufmerksamkeit heischen, wenn etwa der Elefant im Porzellanladen getadelt oder am Wochenende die Sau rausgelassen wird. Ich verzichte auf einen genaueren Blick auf klassisch-kanonische Literatur, weil diese sich nicht mit wenigen Sätzen abarbeiten lässt, beschränke mich auf den Hinweis, dass unser ganzes alltägliches Sprachverhalten von literarischen Elementen durchzogen ist. Jeder Witz, den wir erzählen, jede Pointe, jede Übertreibung der Alltagsrede, aller Klatsch und Tratsch beziehen ihren Reiz nicht zuletzt aus dem Geschick, mit dem der Sprecher prunkt. Den höchsten Triumph allerdings feiert die referenzlose (oder selbstreferentielle) Sprache in der Metaphysik. Wenn man den Übungs- und Spielcharakter solcher Sprache gebührend zur Kenntnis nimmt und sie nicht als Rede über etwas anderes als sich selbst (oder, was fast das gleich ist: über das Ganze) missversteht, kann man selbst die philosophische Rede Martin Heideggers genießen.

Ohnedies sollte man den Charakter der Sprache als Informationsvehikel nicht falsch verstehen. Volker Heeschen hat über die Eipos berichtet, dass Instruktionen, Aufforderungen, Anweisungen im Gespräch der kleinen Gesellschaften eine bemerkenswert geringe Rolle spielen. Man redet meistens über Belangloses, das der Partner ohnedies schon weiß. Unsere Vorstellung, dass die Sprache der aktuellen Koordination unserer

Aktionen und der Übermittlung neuer Informationen dient, ist zwar nicht falsch, aber sie trifft nicht den Funktionskern der Sprache dieser Völker (Heeschen, S. 208). Sprache dient im Wesentlichen dem ständigen ‚Mapping‘, einer Kartierung der Umwelt, der natürlichen und der sozialen, sie hält die Welt sozusagen sauber und in Ordnung. Das ist jedoch keine Besonderheit der ‚Primitiven‘. Was Michel Foucault etwas abschätzig das ‚Gemurmel‘ genannt hat, durchzieht auch unser Leben wie ein ubiquitäres Geflecht. Andauernd wird geredet. Nicht etwa deshalb, weil Menschen einander andauernd etwas mitzuteilen hätten. Es ist eher ein Am-Leben-Erhalten der Sprache (und verwandter Symbolsysteme) in ihrer Funktion als Strukturmuster der Welt. Heute wird das vielfach von technischen Mitteln bedient. Was uns an redundanter Leerlauf-Information über Papier, Lautsprecher, Bildschirm erreicht, simuliert zumeist nur Relevanz. Tatsächlich handelt es sich um Refresh-Routinen, wie wir sie seit zigtausenden von Jahren brauchen, seit die ursprünglich starren biologischen Programme durch erfahrungs- und traditionsgeleitete Regularien ergänzt oder ersetzt werden, die der ständigen Befestigung, Reparatur, Renovierung bedürfen.

Literatur:

- Assmann J (1997) Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. Beck, München
- Bickerton D (1981) *Roots of Language*. Karoma, Ann Arbor
- Bickerton D (1995) *Language and Human Behavior*. University of Washington Press, Seattle
- Bilz R (1971) Paläoanthropologie. Der neue Mensch in der Sicht einer Verhaltensforschung. Bd.1, Suhrkamp, Frankfurt/M
- Busmann H (2002) *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Kröner, Stuttgart
- Cavalli-Sforza LL: Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation. Hanser: München 1999
- Cheney D L, Seyfarth RM (1994): *Wie Affen die Welt sehen. Das Denken einer anderen Art*. München: Hanser [How Monkeys see the World, 1990].
- Cheney DL, Seyfarth RM (2007) *Baboon Metaphysics. The Evolution of a Social Mind*. University of Chicago Press, Chicago
- Christiansen MH, Kirby S. (Hg.) (2003) *Language Evolution. States of the Art*. Oxford University Press, New York (mit zahlreichen Originalbeiträgen der wichtigsten anglophonen Vertreter wie Bickerton, Corballis, Deacon, Dunbar, Hauser/Fitch, Lieberman, Pinker, Tomasello u. a.)
- Corballis MC (2002) *From Hand to Mouth. The Origins of Language*. Princeton UP, Princeton
- Cosmides L, Tooby J (2000) "Consider the Source. The Evolution of Adaptations for Decoupling and Metarepresentations". In: Sperber D. (Hg.) *Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective*. Oxford University Press, New York, S. 53-116
- Cosmides L, Tooby J (2006) "Evolutionary psychology, moral heuristics, and the law". In Gigerenzer G, Engel, Ch (Hrsg.) *Heuristics and the Law* (Dahlem Workshop Report 94). MIT Press, Cambridge, MA
- Darwin Ch (1921) Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Reclam, Leipzig
- Dunbar R (1998) *Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand*. Bertelsmann, München [Grooming, Gossip and the Evolution of Language, 1996]
- Eibl K (2004) *Animal Poeta, Bausteine der biologische Kultur- und Literaturtheorie*. Mentis, Paderborn
- Eibl K (2009a) *Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive*. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Eibl K (2009b) „Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Ein evolutionsbiologischer Zugang.“ In: Anz Th, Kaulen H (Hrsg.) *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, äs-*

thetische und pädagogische Aspekte. Beiträge zum Deutschen Germanistentag 2007. de Gruyter, Berlin, New York. 19-33

- Eibl-Eibesfeldt I (⁵2004) *Biologie des menschlichen Verhaltens.* Piper, München
- Ekman P (2007) *Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren.* Spektrum, Heidelberg
- Enzensberger HM (1961) *Allerleirauh. Viele schöne Kinderreime.* Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Fehrmann G, Jäger L (2004) „Sprachraum – Raumsprache. Raumstrategien in Gebärdensprachen und ihre Bedeutung für die kognitive Strukturierung“. In: Jäger L, Linz E (Hg.), *Medialität und Mentalität. Theoretische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition.* Fink, München, S.-177-193
- Goodall J (1971) *Wilde Schimpansen.* Rowohlt, Reinbek [In the Shadow of Man, 1971]
- Heeschen V (1988) „Humanethologische Aspekte der Sprachevolution.“ In: Gessinger J, Rahden W. v. (Hrsg.) *Theorien vom Ursprung der Sprache.* Bd. 2, de Gruyter. Berlin, S. 196-248
- Jäger L (2009) „Sprachevolution. Neuere Befunde zur Audiovisualität des menschlichen Sprachvermögens“. In: [literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de), Nr. 2 (Februar 2009) (http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=12740&ausgabe=200902)
- James W (1890) *The Principles of Psychology.* 2 Bde. Dover, New York, Bd. 2. New York: Dover (Dt. Übersetzung des „*Briefer Course*“ von 1892 von Marie Dürr, Leipzig: Quelle und Meyer 1909)
- Jürgens U (2003) „Phylogenese der sprachlichen Kommunikation“. In: Rickheit G, Herrmann T, Deutsch W (Hgg.) (2003) *Psycholinguistik*, S. 33-56
- Krause J et al. (2007) “The Derived FOXP2 Variant of Modern Humans Was Shared with Neandertals.” In: *Current Biology* (2007), doi:10.1016/j.cub.2007.10.008. http://www.eva.mpg.de/genetics/pdf/Krause_Derived_CurrentBiology_doi.pdf
- Laland KN, Odling-Smee J, Myles S (2010) “How culture shaped the human genome: bringing genetics and the human sciences together”. In: *Nature Reviews, Genetics* 11, Febr. 2010, S. 137-149
- Luhmann N (1980) *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1.* Suhrkamp, Frankfurt/M
- Niemitz C (1987) „Die Stammesgeschichte des menschlichen Gehirns und der menschlichen Sprache“. In: Niemitz, C. (Hg.) *Erbe und Umwelt. Zur Natur von Anlage und Selbstbestimmung des Menschen.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Noë R, van Hooff JARAM, Hammerstein P (Hrsg.) (2001) *Economics in Nature. Social Dilemmas, Mate Choice and Biological Markets.* Cambridge UK, Cambridge University Press
- Nöth W (²2000) *Handbuch der Semiotik.* Metzler, Stuttgart/Weimar

- Pinker S (2003): Language as an Adaptation to the Cognitive Niche. In: , p. 16-37.
- Pinker S, Bloom P (1992) "Natural Language and Natural Selection". In: Barkow JH, Cosmides L, Tooby J (Hrsg.), *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. Oxford UP, New York/Oxford, S. 451-493.
- Reichholf JH (⁶2004) Das Rätsel der Menschwerdung. Die Entstehung des Menschen im Wechselspiel mit der Natur. dtv, München
- Rickheit G, Herrmann T, Deutsch W (Hgg.) (2003) *Psycholinguistik: Ein internationales Handbuch*, Walter de Gruyter, Berlin u.a.
- Rizzolatti G und Sinigaglia C (2008), Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls, Suhrkamp, Frankfurt/M
- Schrenk F (³2001) *Die Frühzeit des Menschen. Der Weg zum Homo sapiens*. Beck, München
- Sommer V (1992) Lob der Lüge. Täuschung und Selbstbetrug bei Tier und Mensch. Beck, München
- Taylor AH, Hunt GR, Holzhaider JR, Gray RD (2007) "Spontaneous Metatool Use by New Caledonian Crows". In: *Current Biology*, Volume 17, Issue 17, 1504-1507, 4 September 2007
- Titzmann M (1989) „Kulturelles Wissen – Diskurs – Denksystem. Zu einigen Grundbegriffen der Literaturgeschichtsschreibung.“ In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 99/1 (1998), S. 47-61.
- Tomasello M (2002) Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Tomasello M (2009) Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Tooby J, Cosmides L (2001) "Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction and the Arts". In: *SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism* 30, 2001, H. 1-2, Issue 94/95, Special Issue: On the Origin of Fictions, S. 6-27. Deutsch: Tooby J, Cosmides L „Schönheit und mentale Fitness. Auf dem Weg zu einer evolutionären Ästhetik.“ In: Klein U, Mellmann K, Metzger S. (Hrsg.), *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*. Mentis, Paderborn 2006, 217-244